

# VOM GELD ZU DEN MÜTTERN

## GELDVERMEHRUNG, KINDESKINDER, ZINSESZINSEN IN FAUST II/1

Kinder machen, Geld machen: die sexuellen und spezifischen phallischen Konnotationen der fiskalischen Begrifflichkeit sind unüberhörbar. Wer eine Stange Geld hat, ist potent und liquide und kann sich also Finanzspritzen erlauben. Wer einen prall gefüllten Beutel hat, kann sich, nachdem sein Unternehmen eingeknickt ist, wieder aufrichten und seine Gläubiger befriedigen. Wenn es steil bergauf geht, steht er gut da: seine Geschäfte laufen wie geschmiert. Der Börsenbulle ist mit ihm und mit seiner Knete. Schon der 1509 erschienene *Fortunatus*-Roman hat das Motiv der phallischen Macht des Geldes breit und drastisch ausgestaltet. Koppelt er doch eng die sexuelle an die finanzielle Potenz seines Protagonisten. Erwähnt seien nur drei von vielen einschlägigen Szenen. (1.) An seiner phallischen Kraft ist dem jungen Fortunatus mehr noch als an Geld gelegen. Wegen einer ihm angedrohten Kastration flieht er, der in Hofintrigen verstrickte Liebling der Frauen, vom Schloß des Grafen. "Wann er wisse wol das kain frauw kainen verschnitten oder hodenlossen man / nit lieb müg gewinnen / wann es gantz wider ir natur ist." <sup>1</sup>

Die Frau, die er nach seiner Flucht im tiefen Wald trifft, eben die "iunckfraw des glücks", beleiht ihn dann (2.) mit dem Zaubersäckel und der Auflage, er möge mit dessen monetärer Dauerpotenz jeweils am Jahrestag dieser Beleihung einer "armen iungfraw" <sup>2</sup> eine gute Eheschließung ermöglichen. Die unerschöpfliche Potenz dieses Säckels kennt nur eine Grenze. Fortuna verkündet Fortunatus, daß das Säckel seine Zauberkraft verliere, wenn keine männlichen Erben vorhanden seien. (3.) Gleich zweifach bemüht der Roman das tradierte Danae-Motiv. Sowohl der treue Knecht des Fortunatus als auch der Fortunatus-Sohn Andolosia schütten einen Münzregen in einen weiblichen Schoß. "Nun was die graeffin unmuotig das Fortunatus die jüngsten tochter genomen het / wann sy ir die liebste was / do ir aber lüpoldus die tausend ducaten in iren geren schutt do ließ sy den unmuot faren." <sup>3</sup> Ähnlich verfährt der Sohn des Fortunatus. Um die Königstochter Agripina von seiner Finanzpotenz zu überzeugen, läßt Andolosia sie den Rock heben, um ihr sodann direkt aus dem Säckel 1000 Kronen in den Schoß zu gießen: "auff die guotte wort sprach Andalosia tzu der schoenen iunckfrawen / 'nun heben auff eüern geeren' und zoch herauß seinen glückhaftigen seckel / lyeß den Agripina sehen und sprach / die weil ich disen seckel hab / so gebrüst mir kains gelts vnnd zalt ir also tausent Cronen in ir schoß vnnd sprach / die seyen eüch geschenckt / und wellen ir mer haben ich zel üch mer." <sup>4</sup>

Mit den Söhnen des Fortunatus wird sein Geschlecht aussterben und die Kraft des Säckels erlöschen. Um einen flinken Bogen vom ersten großen neuzeitlichen Geld-Roman zu spätmodernen geldversessenen comic-strip-Figuren zu schlagen: Probleme mit Erben und Nachkommen hat Dagobert Duck nicht. Dennoch hat auch Walt Disney die intime Verwandtschaft von Geld und Potenz klar gesehen und wirkungsmächtig gestaltet. Er läßt mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit den kinderlosen und geldgeilen Multimilliardär Onkel Dagobert mit erregtem Entensterz in den Pool seines Tresors springen. Erfrischt macht sich Dagobert dann an sein einziges und grenzenloses Werk: aus viel Geld noch viel mehr Geld zu machen. Woher aber die Kinder kommen, mit denen er ab und an Kontakt hat, ist nicht so recht ersichtlich. In Entenhausen avanciert das Avunculat zur ethnologischen Grundstruktur. Da die comic-strip-Figuren zeitlos und unsterblich sind, entfallen auch tiefgründige Fragen wie die, wo die kleinen Kinder herkommen. Wenn alle ewig leben, ist die Prokreation von Menschen verzichtbar. Die des Geldes aber offenbar nicht. Es vermehrt sich grenzenlos.

Zu der breit belegbaren phallomonetären Semantik und Ikonographie tritt eine perversere hinzu - das anale Wortfeld, das die Geldsphäre umgibt <sup>5</sup>: Pecunia olet, der Dukatenscheißer, sein Geschäft erledigen, einen Haufen Geld besitzen, stinkreich sein usw.. Beide Wortfelder scheinen einander zu widerstreiten. Konfrontieren sie doch einen im Geld gewissermaßen dinglich gewordenen logos spermaticos, der glänzenden Reichtum schafft, mit dem Wertlosesten und Verächtlichsten. Der glänzende Code des Geldes und der schmutzige Kot: ihr tertium comparationis haben beide, wie schon Freuds so knappe wie heißumstrittene Studie *Charakter und Analerotik* pointierte, im Paradoxon, daß das schlechthin gebrauchswertlose Geld zum Wertvollsten wird. In Freuds Worten: "Es ist möglich, daß

<sup>1</sup> Fortunatus, p. 400

<sup>2</sup> Ibid., p. 431

<sup>3</sup> Ibid., p. 474

<sup>4</sup> Ibid., p. 522

<sup>5</sup> Die psychoanalytische Geldtheorie hat vor allem diesen Aspekt akzentuiert und den phallischen weitgehend ausgeblendet - cf. die von E. Bornemann herausgegebene Dokumentation *Psychoanalyse des Geldes*

der Gegensatz zwischen dem Wertvollsten, das der Mensch kennengelernt hat, und dem Wertlosesten, das er als Abfall (refuse) von sich wirft, zu dieser bedingten Identifizierung von Gold und Kot geführt hat." <sup>6</sup>

Auf eine weitere Gemeinsamkeit verweisen Freud und die psychoanalytische Tradition nur implizit: beide, das Gold und der Kot, haben ihren Ort in unterirdischen Bezirken. Plutonische Höhlen sind in Geldgeschichten offenbar unverzichtbar <sup>7</sup>. Ob Fortunatus, die romantischen Bergwerkbesucher, Wagners Alberich oder Goethes Faust: sie alle und viele andere Gold- und Geldsucher mehr müssen hinab in Höhlen und Mütterreiche. Dort liegt das glänzende Gold verborgen, das an die Oberfläche gebracht werden muß; dort verbirgt sich das plutonisch-uterische Geheimnis; und dort muß auch der Erdenrest mitsamt dem Kot und Dreck verschwinden, um nicht die Sinne zu beleidigen. Freud hat gerne darauf hingewiesen, daß der Begriff "Mammon" in der altbabylonischen Mythologie nichts anderes als "Kot der Hölle" bedeutet. Was Reichtum eigentlich sei, was wann wirklich wertvoll sei (ein Königreich für ein Pferd), ob etwas das Allerletzte oder das Allererste sei, woher der Reichtum komme, wie es zu erklären sei, daß etwas (ob eine Population oder ein Haufen Geld) mehr und mehr werde, wie man sich auf das Phänomen der Vermehrung einen Reim machen könne: diese Fragen sind es, die die Mythen, Geschichten und Theorien seit jeher umgetrieben haben. Wer sie beantworten will, wird die Frage, wie es zu verstehen sei, daß etwas (sei es eine Spanne Lebenszeit, eine Population oder ein Vermögen) weniger werde, ende, aufhöre, sich verflüchtige, mit beantworten müssen. Und wird Höhlenforscher werden müssen: ist eine Höhle doch Geburtsstätte und Grab zugleich.

Der wohl anspruchsvollste Versuch, diese Fragen mitsamt zu beantworten, ist Goethes *Faust*-Dichtung. Sie zu rühmen ist (zumal unter Germanisten) nicht sonderlich originell. Darauf hinzuweisen, daß Goethe die ältesten Schichten plu- und platonischer Höhlen-Mythologie mit neuzeitlicher Geldmotivik mischt <sup>8</sup>, ist schon weniger verbreitet. Auch der neueren und hochproduktiven Zuwendung zur Geldthematik der *Faust*-Dichtung <sup>9</sup> aber ist der Umstand entgangen, daß Goethe eine psychosexuelle und gattungsgeschichtliche Geldtheorie anbietet, die nicht nur wegen ihrer poetischen Reize, sondern wegen ihrer tiefendiagnostischen Schärfe alle Aufmerksamkeit verdient. Goethes Faustdrama moduliert die in jeder Weise anfängliche Frage nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, in die späte Frage nach dem Geschlecht des Geldes hinüber, das die moderne Welt zusammenhält, indem es sie ständig neu auseinanderbringt / ausdifferenziert.

Man braucht sich, um diese Dimension zu erschließen, nur den angesichts zahlloser motivlicher Feinheiten häufig genug ignorierten simplen Handlungsverlauf des Faustdramas zu vergegenwärtigen. Ein kluger Kopf, den die Wissenschaft nicht ganz befriedigt, hat sich der alchemistischen Magie ergeben. Ihn interessiert brennend, was die Welt im Innersten zusammenhält und genauer: woher der Reichtum stamme. Der Versuch, diese Grundfrage aller (mythologisch-metaphysischen, psychologisch-sexuellen und soziologisch-ökonomischen) Aufklärung (woher stammt die Welt, woher kommen die Kinder, woher kommt der Reichtum) um jeden Preis zu beantworten, führt den kinderlosen Faust weg von der Welt der gelehrten Bücher und über die Stationen Besäufnis (Auerbachs Keller) und Orgie (Walpurgisnacht) hin zu Gretchen. Genauer: zu Gretchens Kerkerhöhle und zuvor zu Gretchens Schoß und zu Gretchens Lippen, die die goldenen Worte sprechen: "Nach Golde drängt, / Am Golde hängt / Doch Alles. Ach wir Armen!" (2802-4) und die die Gretchenfrage formulieren, wie der reiche Geliebte es mit der Religion halte.

Liberi / libri: Faust und Gretchen werden bekanntlich eben nicht Eltern. Folgt in *Faust II* der zweite Versuch, das Wesen der Herkunft und der Vermehrung zu ergründen. Und siehe da: das alchemistische Versprechen, aus Wertlosem Wertvoll(st)es werden zu lassen, erfüllt sich ökonomisch-fiskalisch. Nicht aber Fausts Wunsch, der Erzeugung des ökonomischen Mehrwerts die Zeugung eines Kindes folgen zu lassen. Dem Gang zu den Müttern ist kein überzeugender Erfolg beschieden. Um die beiden einzigen Kinder, die in diesem gewaltigen Drama auftauchen, ist es heikler noch bestellt als um das Kind von Faust und Gretchen. Homunculus und Euphorion werden jeweils bezugt, aber nicht so, wie sonst das Zeugen Mode war, gezeugt. Und sie, die scheinen, bis sie für eine kurze Weile wirklich zu werden scheinen, sind zu einem schnellen Ende verurteilt. Umso obsessiver wirft sich der in seinem

<sup>6</sup> Freud: Charakter; in: Bornemann: l.c., p. 90

<sup>7</sup> Cf. M. von Engelhardt: Der plutonische Faust und H. Blumenberg: Höhlenausgänge - eine nur halbgründliche Untersuchung, weil sie die mit Höhlen verbundenen Geldmotive nur oberflächlich streift.

<sup>8</sup> Cf. M. v. Engelhardt: Der plutonische Faust. Auf diese Arbeit greift der folgende Versuch auch dort dankbar zurück, wo er sie nicht ausdrücklich erwähnt.

<sup>9</sup> Erwähnt seien neben Engelhardts Studie H. Schläffer: Faust II, W. Hamacher: Faust, Geld und H. Ch. Binswanger: Geld und Magie

Vater-Ehrgeiz erneut gescheiterte Faust auf das Projekt, das allein verlässliche Aussicht auf Zuwachsraten gewährt: das ökonomisch-monetäre. Goethes *Faust* ist das Drama eines Mannes mit steiler Karriere (vom Wissenschaftler über den Finanzmanager und Militär zum Infrastruktur-Industriellen), der statt Bücher Geschöpfe machen und Schöpfer werden wollte und der doch nur eine Nachkommenschaft hinterläßt (wem?): Geld.

Die Drastik und Sarkastik dieses Plots wäre noch greller, wenn Goethe die Paralipomena zur Walpurgisnachtszene in *Faust I* zu publizieren gewagt hätte. Sie lassen keinen Zweifel daran, daß das "Doppelthema ... von Gold und Geschlechtlichkeit die ... 'Walpurgisnacht'-Szene regier(t)" <sup>10</sup>. "Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei" (3659) <sup>11</sup> verspricht Mephisto Faust, der also weiß, was ihn auf dem Berg mit dem schönen Namen Brocken erwartet. Und auch die folgenden Zeilen der 1808 gedruckten Fassung, die Albrecht Schönes bahnbrechende Studie über die Walpurgisnachtszene eigenartiger Weise unkommentiert läßt, bewegen sich in der Sphäre systematischer sexuell-monetärer Doppeldeutigkeiten. Faust, der ja während der satanischen Verkündigung der anstehenden "herrlichen Walpurgisnacht" auf dem Weg zu Gretchen ist und auf diesem Weg von Gretchens Bruder Valentin gestoppt werden wird, Faust will der Geliebten wiederum ein kostbares Geschenk machen. Und so fragt er Mephisto:

*Faust:* Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',  
Den ich dort hinten flimmern seh'?

*Mephistopheles:* Du kannst die Freude bald erleben,  
Das Kesselchen herauszuheben.

Ich schielte neulich so hinein,  
Sind herrliche Löwentaler drein.

*Faust:* Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?  
Meine liebe Buhle damit zu zieren. (3664-3671)

Statt auf Schmuck trifft Faust auf "Löwentaler" - also auf Silbermünzen mit Löwenwappen, von denen Goethe in Praetorius 1666 erschienenem Buch *Anthropodemvs Plvtonicvs* lesen konnte, das sie aus der Erde aufleuchten und bereits gemünzt aus der geheimnisvollen Tiefe hervorrücken <sup>12</sup>. Diese Vorstellung ist plutonisch geprägt - gilt Pluto doch als der Gott des Reichtums, der in der Unterwelt ge- und verborgen ist. Schon in seinem ersten Teil stellt Goethes Faust-Drama von Schmuck bzw. Gold auf Löwentaler bzw. Geld um. Die Kette der Substitutionen ist damit aber noch nicht abgeschlossen.

Auf Fausts Frage "Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?" antwortet Mephisto: "Ich sah dabei wohl so ein Ding, / Als wie eine Art von Perlenschnüren." Eine wahrhaft diabolische Bemerkung. Wird Faust in der Walpurgisnacht doch einem "blassen schönen Kind" begegnen, das "dem guten Gretchen gleicht" und dessen "schönen Hals / ein einzig rotes Schnürchen schmücken" muß (4203 sq.). "Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol", kommentiert Mephisto und verwendet damit eben jene Worte, die später in *Faust II* auch Helena charakterisieren. Als Wiedergängerin ist Gretchen eine typologische Präfiguration Helenas. Die "Perlenschnur" verweist aber auch auf die Worte, die Mephisto vor Gretchens Fenster zu seinem "moralisch Lied" reiht. "Als wie eine Art von Perlenschnüren" treten diese Liedworte an die Stelle der Löwentaler, die ihrerseits an die Stelle des von Faust gewünschten Geschmeides getreten sind. Eine Substitution in zunehmenden Abstraktionsgraden mit tödlich-konkretem Ausgang: Geschmeide, Löwentaler, mephistophelische Liedzeilen, eine Art von Perlenschnüren, Gretchens Hinrichtung - das "rote Schnürchen" des Zauberbilds ist "nicht breiter als ein Messerrücken".

Die noch dezenten sexuellen Anspielungen der Worte, die Faust in Vorfreude auf Höherrückendes und Flimmerndes mit einem Schatz zu seinem Schatz geleiten wollen, werden in der Walpurgisnacht-Szene drastischer. Hier reihen sich Mephisto und Faust in die Menge ein, die orgiastisch dem Gipfel des Berges und der Satansmesse entgegenströmt. Die obszönen Signalworte dieser Szene (vom "ungeheuren Loch", zu dem ein "rechter Propf" passen muß) sind schon in der Druckfassung unüberhörbar. Und auch das Rätsel, das in der Walpurgisnacht seine Lösung erfahren soll, wird deutlich benannt. Es ist das Rätsel der Zeugung und Vermehrung. Geht es doch darum, wie man (in) der großen Welt kleine Welten macht.

*Faust:* Dort strömt die Menge zu dem Bösen;

<sup>10</sup> A. Schöne: Satanskult, p. 111

<sup>11</sup> Faust-Zitate werden mit Angabe der Verszahl fortan nach der Edition von A. Schöne ausgewiesen

<sup>12</sup> Nach Schönes Kommentar, p. 331

Da muß sich manches Rätsel lösen.  
*Mephistopheles*: Doch manches Rätsel knüpft sich auch.  
Laß du die große Welt nur sausen,  
Wir wollen hier im Stillen hausen.  
Es ist doch lange hergebracht,  
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.  
Da seh' ich junge Hexchen nackt und bloß,  
Und alte die sich klug verhüllen.  
Seid freundlich, nur um meinetwillen;  
Die Müh' ist klein, der Spaß ist groß. (4039-4049)

Um orgiastisch am Ritus teilzuhaben, der dieses Rätsel löst, ziehen Faust und Mephisto in männerbündischer Einheit auf den Brocken. Schon der erste Teil des Faust-Dramas exponiert dabei subtil und dennoch deutlich (freilich nicht deutlich genug für allzu keusche germanistische Bewunderer Goethes und geisteswissenschaftliche Verächter des schnöden Mammon) ein Motiv, das der zweite Teil dann ausgestaltet: das Motiv der homosexuellen Aura des Geldes, das sich zinstragend vermehrt, ohne sich auf sein Anderes (heterosexuell) einzulassen. In den Worten von Heinrich Manns Roman *Im Schlaraffenland*: "Nun hat deine Banknote Junge gekriegt."<sup>13</sup> Mephistos homosexuelle Disposition (die in der Peter Schlemihls und des "Grauen" in Chamissos Erzählung eine aufschlußreiche Entsprechung findet - cf. III/4) wird eben nicht erst in seiner verliebten Huldigung an die Engelknaben am Ende von *Faust II* offenbar, in der es heißt:

Ich mag sie gerne sehn die allerliebsten Jungen;  
Was hält mich ab daß ich nicht fluchen darf? -  
Und wenn ich mich betören lasse  
Wer heißt denn künftighin der Tor?  
Die Wetterbuben die ich hasse  
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor. (11762-68)  
(...)  
Auch könntet ihr anständig-nackter gehen,  
Das lange Faltenhemd ist übersittlich -  
Sie wenden sich - Von hinten anzusehen! -  
Die Racker sind doch gar zu appetitlich. (117997-800)

So überraschend ist dieses schlußendliche outing Mephistos nicht. Homogialküsse und weitere anale Travestien christlicher Liturgien spielen zu Mephistos Begeisterung schon in der Walpurgisnacht eine entscheidende Rolle<sup>14</sup>. Und Mephistos Homosexualität verdiente auch kaum mehr als modisches Interesse, wenn sie nicht mit seiner Nähe zu Mammon verbunden wäre. Noch "Fausts Unsterbliches" charakterisiert Mephisto in vollendeter Profanation als die "Beute" und den "Schatz", um den ihn die Engel, die "an dieser Gruft genascht" (11827-29), betrogen haben. Mephisto ist, wenn nicht ein zweiter Pluto, so doch (wie in anderer Perspektive die romantischen Höhlenforscher mit ihrem Interesse an der Welt der Bergwerke) hochfasziniert von der neuzeitlichen Unterwelt des Geldes, das die Welt fundiert. Ihn trieb es auf die Höhen des Brocken, weil er dort das tiefe Rätsel dieser Unterwelt ergründen zu können hofft. Die Worte, mit denen Mephisto Faust auf den Brocken (ver-) führt, sind denn auch gleichfalls von phallisch-plutonischer Doppeldeutigkeit.

Fasse wacker meinen Zipfel! /  
Hier ist so ein Mittelgipfel, /  
Wo man mit Erstaunen sieht, /  
Wie im Berg der Mammon glüht." (3912-15)

sagt Mephisto zu Faust. Selbst ein so souveräner Kommentator wie Albrecht Schöne findet im Hinblick auf diese Zeilen Zuflucht bei einem Fragezeichen: "Mittelgipfel: Für 'Mittel-Gebirge'?" Den Zipfel und den Mittelgipfel wird man, wenn man sie als den phallischen Zipfel und die bisweilen aufragende männliche Körpermitte identifiziert, kaum falsch verstehen.

Mephistos "Zipfel" läßt Schöne anders als den "Mittelgipfel" denn auch aus gutem Grund unkommentiert: er braucht keine Erläuterung. Der Umstand freilich, daß Zipfel, Mittelgipfel und Mammon in diesen Versen und eben nicht nur hier zusammengebracht und -gedacht werden, ist erläuterungs- und

<sup>13</sup> H. Mann: *Schlaraffenland*, p. 681 - cf. III/8  
<sup>14</sup> Cf. Schöne: *Götterzeichen*, p. 154 sqq.

interpretationsbedürftig. Liegt dem Text doch offenbar an diesem Motiv, wie die sogleich folgenden Verse "Erleuchtet nicht zu diesem Feste / Herr Mammon prächtig den Palast" (3932 sq.) demonstrieren. Schönes Kommentar ist auch hier eigentümlich spröde: "Herr Mammon: gegenüber 3915 jetzt personifiziert (wie bei Matthäus 6,24 u.ö.), illuminiert er den Palast des Gebirges für das Fest der anfliegenden Hexen. Die seit Morris ... gängigen Verweise auf Miltons *Paradise Lost* 1,670-717 (wo dieser Höllenfürst die Teufel anleitet, Goldadern freizulegen, einzuschmelzen und daraus das Gerüst eines Palastes für den Satan zu errichten) tragen zum Textverständnis wenig bei." Eben doch. Man braucht Albrecht Schöne nur an seine eigene These zu erinnern, daß das "Doppelthema ... von Gold und Geschlechtlichkeit die ... *Walpurgisnacht*-Szene regier(t)", um die Funktion dieses Motivs zu erkennen. Mephistos Zipfel geleitet Faust an den Gipfelort, da eben nicht nur Hexen und Teufel, sondern auch Herr Mammon und Frau Baubo sich ein Stelldichein geben.

*Stimme:* Die alte Baubo kommt allein;  
Sie reitet auf einem Mutterschwein.  
*Chor:* So Ehre, wem Ehre gebührt!  
Frau Baubo vor! und angeführt!  
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,  
Da folgt der ganze Hexenhauf. (3962-3967)

Die antike Baubo und also die personifizierte mythische Vulva (man findet ihr Bild bemerkenswert häufig auf frühen Münzen <sup>15</sup>) führt den nordischen Hexenreigen an. Und diese weibliche Gruppe formiert sich auf dem Gipfel zur einen Hälfte des Chores, der zusammen mit der anderen männlichen Chorchälfte Satan huldigt. Das so deutlich exponierte Motiv der in zwei Geschlechtshälften geteilten Einheit spielt an auf die berühmte Erzählung des Aristophanes im platonischen *Symposion* <sup>16</sup>, danach die ursprünglich androgynen Menschen von neidischen Göttern in Mann und Weib geteilt wurden, die seitdem danach begehren, sich wieder zu dem einen Tier mit den zwei Rücken zu vereinen (NB: ein Motiv, das Goethe häufig und vor allem in seinem Wilhelm-Meister-Roman, der nicht ohne Grund so viele Amazonen-Gestalten kennt, esoterisch gestaltet hat: schon die ineinander gespiegelten Initialen des Titelhelden W und M verweisen auf Weib und Mann <sup>17</sup>). Die von Schöne akribisch rekonstruierten Walpurgisnacht-Paralipomena machen deutlich, worin der zur Goethezeit so kaum publizierbare Höhepunkt der Szene besteht: in der ausbuchstabierte Satansanbetung und der ausgestalteten anschließenden Orgie. Die eigentliche Pointe dieser Komposition aber besteht darin, daß die beiden Chorchälften, die Böcke und die Ziegen <sup>18</sup>, eben nicht nur das jeweils andere Geschlecht, sondern auch Gold und Geld orgiastisch begehren. Diese Lehre steht im Mittelpunkt der satanischen Liturgie, die die "Spur / Des ewigen Lebens / der tiefsten Natur" feiert:

*Satan rechts gewendet* (also zu den "Böcken", J.H.)  
Euch gibt es (das Leben der tiefsten Natur, J.H.) zwey Dinge  
So herrlich und groß:  
Das glänzende Gold  
Und der weibliche Schoos.  
Das eine verschaffet,  
Das andre verschlingt -  
Drum glücklich wer beyde  
Zusammen erringt.  
(...)  
*Satan (links gewendet).*  
Für euch (die Ziegen zur Linken, J.H.) sind zwey Dinge  
Von köstlichem Glanz:  
Das leuchtende Gold  
Und ein glänzender Schwanz-  
Drum wißt euch, ihr Weiber,  
Am Gold zu ergötzen  
Und mehr als das Gold  
Noch die Schwänze zu schätzen. <sup>19</sup>

<sup>15</sup> Cf. H. Kurnitzky: Triebstruktur des Geldes

<sup>16</sup> 189 a sqq.

<sup>17</sup> Cf. J. Hörisch: Gott, Geld und Glück, p. 73

<sup>18</sup> Eine Travestierung von Matthäus 25, 31 sqq.: "Und werden vor ihm (dem Herrn) alle völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich ein hirte die schaafe von den böcken scheidet."

<sup>19</sup> Faust I (Paralipomena), ed. Schöne, p. 553

Was Goethe hier aus der Feder geflossen ist, ist gewiß ungewöhnlich drastisch. Und ungewöhnlich scharfsinnig. Denn in diese satanischen Worte ist eine bedeutsame Asymmetrie eingebaut. Die Männer sollen das glänzende Gold ebenso wie den weiblichen Schoß begehren: "Drum glücklich wer beyde / Zusammen erringt." Den "Weibern" hingegen wird anempfohlen, "mehr als das Gold / Noch die (glänzenden) Schwänze zu schätzen." Den Männern dient das glänzende Gold als phallisches Medium, das "verschaffet" und erschaffet, wenn es sich mit dem weiblichen Schoß einläßt, der es verschlingt. Den "Weibern" aber dient es nicht als "verschaffendes" Medium, sondern als "ergötzlicher" Schmuck, der weniger Aufmerksamkeit verdient als der Phallus, der aufgrund seiner Zeugungskraft wirklich "Schätzung" verdient. Kurzum: das Verhältnis der Geschlechter zu Gold und Geld ist durchaus unterschiedlich. So ist es auch mehr als nur eine weitere kleine Frechheit, wenn Goethe ausgerechnet ein "junges Mädchen" dieser satanischen Lehre nicht ganz folgen läßt, die hingegen den Böcken, sitzend zur Rechten Satans, einleuchtet.

*Mädchen.* Ach nein! der Herr dort spricht so gar kurios,  
Von Gold u Schwanz von Gold u Schoos,  
Und alles freut sich wie es scheint!  
Doch das verstehn wohl nur die Großen?  
*Meph.* Nein liebes Kind nur nicht geweint.  
Denn willst du wissen was der Teufel meynt,  
So greife nur dem Nachbar in die Hosen.<sup>20</sup>

... und nicht in den Geldbeutel. Für die "Weiber" bleibt Gold eine zweitrangige Attraktion; sie werden vorrangig auf die erste Natur eingeschworen. Für die Männer hingegen werden Gold und Mammon (mindestens) so wichtig wie der weibliche Schoß. Denn nicht nur der Phallus, auch das Ge/old "verschaffet" - wenn er bzw. es sich mit dem weiblichen Schoß bzw. mit der Materie (mater) in Mammons Höhle einläßt.

Das tertium comparationis von weiblichem Schoß und Mammon läßt sich unschwer bestimmen. Beide sind Höhlen der Vermehrung, der Prokreation bzw. der Verzinsung. Wer als Mann / Bock beides: das Geld und den weiblichen Schoß erringt, darf sich deshalb glücklich schätzen. Er wird Herr über das Wunder<sup>21</sup> des Reichtums und der Vermehrung. Mit diesen Motiven nimmt Goethe Stränge einer alten theologisch-monetären Diskussion auf (die gewiß auch mythologische Bilder mitevoziert: Zeus hat sich als Goldregen in Danaes Schoß ergossen). Die theologische Pointe ist dabei, daß die an die "Weiber" adressierten satanischen Worte sachlich (natürlich nicht stilistisch) durchaus Elementen der theologischen Tradition entsprechen. Für diese Tradition nämlich steht es fest, daß die natürliche Fortpflanzungskraft weit vor der des Geldes rangiert - ja daß Geld, wenn es sich zinstragend zu vermehren scheint, der göttlichen Schöpfung, aber auch der Prokreationskraft ihres menschlichen Ebenbildes Hohn spricht.

"Nummus nummum non gerit" bzw. "Nummus non parit nummos": mit diesen apodiktischen Formeln hat schon Thomas von Aquin eine lange Diskussion über Geld und Zins resümiert<sup>22</sup>. Geld kann nicht Geld erzeugen. Die scholastische Theologie kann sich bei ihrer Verurteilung des Zinses auf kanonische Bibelstellen berufen. So auf das berühmte Zinsverbot in Deuteronomium 23, 19 sq.: "Dv solt an deinem Bruder nicht wuchern / weder mit geld noch mit speise / noch mit allem da mit man wuchern kan. An dem Fremdbden magstu wuchern / aber nicht an deinem bruder / Auff das dich der HERR dein Gott segene / in allem das du firnimpst / im Lande / dahin du komest dassel ein zunemen." (5. Mose 23, 19 sq.) Oder in 2. Moses 22,26: "Wenn du Geld leihest meinem Volck das arm ist bey dir / Soltu jn nicht zu schaden dringen / vnd keinen Wucher auff jn treiben."

In welche Schwierigkeiten dieses Zinsverbot (quasi "offiziell" aufgehoben wurde es erstmals 1543, als Karl V niederländischen Kaufleuten die Zinsleihe erlaubte) komplexer werdende Wirtschaftsformen geführt hat und welche Möglichkeiten der Umgehung dysfunktionaler Vorschriften es selbst schon anzeigt, hat Thomas Manns Roman *Der Erwählte* kundig geschildert. Es zeigt in dem Kapitel mit der genauen Überschrift "Das Heckgeld", das virtuos mit der Kind/Zins-Motivik spielt, daß man, wenn nicht mit (Glaubens-) Brüdern, so doch mit "anderen" Zinsgeschäfte im vollen Bewußtsein ihrer "perversen"

<sup>20</sup> Paralipomena 50, p. 554

<sup>21</sup> Zur Metaphorik des Wirtschaftswunders cf. die komparatistische Studie über die ökonomischen Erfolgsgeschichten verschiedener Länder von A. Peyrefitte: Du 'miracle' en économie

<sup>22</sup> Cf. zum Folgenden die instruktive Studie von J. LeGoff: Wucherzins, dort auch weitere Belege und Nachweise für die Intensität der Zins-, Wucher- und Prokreationsdiskussion im hohen und späten Mittelalter.

Implikationen schalten kann: "Bruder, ich, dein Abt, habe hier ein mäßig reiches Capitale und Waisengeld in Goldmark (der Abt hat es beim Findling gefunden - es war nirgends anders als in Brot versteckt, J.H), siebzehn an der Zahl, die hat man mir übergeben zu treuen Händen, - nicht bloß, daß ich sie einruhe als toten Wert, sondern zu Profit soll ich sie machen. Nun heißt es ja, nicht vergraben solle ein frommer Knecht das Pfund, das Gott ihm anvertraut, sondern solle es wuchern lassen. Und doch ist, wenn man's zweimal bedenkt, der Wucher auch wieder des Kristen Sache nicht und ist eine Sünde. In diesem Zwiespalt, was rätst du mir zu tun?' / 'Das ist ganz einfach', antwortete Chrysogonus. 'Ihr gebt die Summe dem Juden Timon von Damaskus, im Bart und spitzen Hut, einem genauen und zuverlässigen, im Wuchern wohlerfahrenen Mann. Der handelt mit nichts als Geld auf seiner Wechselbank und hat einen Umblick in der Welt des Geldes, das glaubt Ihr nicht. Er schickt Euere Summe womöglich bis Londinium in Essex, daß sie da werkt und abwirft, schlägt Zins und Zinseszins zum Grundgeld, und laßt Ihr ihm das Capitale lang genug, so macht er Euch aus siebzehn Goldmark hundertfünfzig.' / 'Ist das so', fragte der Abt, 'und weiß er dermaßen die Zeit zu melken?'" <sup>23</sup> Man kann in dieser Perspektive die Neuzeit auch als die Epoche beschreiben, die in ökonomisch-monetärer Hinsicht die Unterscheidung von ethnischen oder religiösen "Brüdern" einerseits und allen "anderen" andererseits nicht mehr anerkennt. Wenn alle Menschen Brüder werden, werden auch alle Menschen andere.

Strukturell ähnliche Zinsverbote wie Juden- und Christentum kennt auch der Islam. Der Koran untersagt schon in der zweiten Sure, Vers 275 das "Verzehren des riba": "Diejenigen die riba verzehren, werden dereinst nicht anders dastehen als wie einer, der vom Satan erfaßt und geschlagen ist ... Aber Gott hat nun einmal das Kaufgeschäft erlaubt und die Zinsleihe verboten." Ob das arabische Wort "riba" allen Zins oder aber nur den Wucherzins meint, ist umstritten. Die Stelle Sure 3, Vers 130 kann als Verbot nicht der Zinsen überhaupt, sondern nur des Wuchers verstanden werden: "Ihr Gläubigen, verzehrt nicht den riba mit immer wieder verdoppelter Verdoppelung..." <sup>24</sup> also hohen Zinsen und Zinseszinsen. Die 102. Sure warnt ganz generell vor dem "Streben nach Mehr": "Es beherrscht euch das Streben nach Mehr, bis ihr die Gräber besucht." Noch heute werden in vielen islamischen Staaten hohe Werte (etwa Brautgaben) in Schmuck aufbewahrt und so der Kapitalbildung und dem Kapitalverkehr entzogen.

Die Topoi der jüdisch-christlich-islamischen Zinskritik sind einander recht ähnlich. Thomas von Aquin hat sie auf den Punkt gebracht: "Das Geld aber ist ... vornehmlich erfunden, um Tauschhandlungen zu tätigen. Und so besteht der eigentliche und hauptsächliche Gebrauch des Geldes in seinem Verbrauch oder im Ausgeben des Geldes, sofern es für Tauschgegenstände aufgewandt wird. Und deshalb ist es an sich unerlaubt, für den Gebrauch des geliehenen Geldes eine Belohnung zu nehmen, die man Zins nennt." <sup>25</sup> Kritisiert wird in der theologischen Tradition nie die Tauschfunktion des Geldes. Sie wurde vielmehr schon von Aristoteles als Garant der Gerechtigkeit und sozialen Reziprozität gefeiert <sup>26</sup>. Verworfen aber wird von der religiösen Tradition die Wertaufbewahrungs- und Vermehrungsfunktion des Geldes und spezifischer (1.), daß ruhelos Geld heckendes Geld sich nicht an das göttliche Ruhegebot hält, (2.) daß sich gegen Zinszahlung verliehenes Geld an der Zeit und also am genuinen Eigentum Gottes vergreift (indem Geld, um noch einmal mit Thomas Manns Abt zu sprechen, "die Zeit melkt") und (3.), daß künstliches Geld als Inbegriff der zweiten Natur "contra naturam" ist, wenn es sich vermehrt.

Dieses Argument stammt nicht von überinterpretierenden Psychoanalytikern und -historikern, sondern von Aristoteles: "Das Geld ist für den Umtausch aufgekommen, der Zins aber weist ihm die Bestimmung an, sich durch sich selbst zu vermehren. Daher hat er auch bei uns den Namen tokos (Junges) bekommen; denn das Geborene (tiktonenon) ist seinen Erzeugern ähnlich, der Zins aber stammt als Geld vom Gelde. Daher widerstreitet auch diese Erwerbsweise unter allen am meisten dem Naturrecht." <sup>27</sup> Die theologische Tradition knüpft an Aristoteles unmittelbar an: "Das Geld kann von sich und durch sich keine Frucht tragen, sondern die Frucht kommt anderswoher", heißt es bei Bonaventura, und Thomas von Chobham ergänzt: "Das schlafende Geld bringt *natürlich* keine Frucht, die Weinrebe

<sup>23</sup> Th. Mann: Der Erwählte, p. 83 sq.

<sup>24</sup> Dieses Verbot, das heute im "islamischen Bankensystem" in Saudi-Arabien, Pakistan und Iran geachtet wird, wird zugleich z.T. durch schlichte nomenklatorische Tricks umgangen. Die Banken erheben für entliehenes Geld eben keine "Zinsen", sondern eine Bearbeitungsgebühr oder dergleichen.

<sup>25</sup> Summa theologica, Secunda Secundae, quaestio 78, Artikel 1, p. 366, zit. bei LeGoff, p. 28

<sup>26</sup> Nikomachische Ethik V,8, 1132 b 31

<sup>27</sup> Aristoteles: Politik I/11, 1258 b (Übers. E. Rolfes). O. Issing hat zu diesem "contra-naturam"-Argument festgestellt: "In der Tat hat wohl keine andere Schlußfolgerung des Aristoteles so unmittelbare und zudem langanhaltende Wirkungen erzielt." (Aristoteles, p. 117)

dagegen ist *natürlich* fruchtbar." <sup>28</sup> Wenn sich Geld dennoch zu vermehren scheint, so ist diese Vermehrung eben "contra naturam" - so wie die Homosexualität. "Die Frucht kommt anderswoher ..." Zinsen sind, so die klassische, heute allerdings weitgehend ins Unbewußte abgedrängte Assoziation, die (perversen) Kinder des Geldes, das pervers wird, wenn es mehr als ein Tauschmedium sein soll, wenn es sich vermehren soll <sup>29</sup>. Die japanische Sprache macht aus diesen Zusammenhängen kein Geheimnis: das Wort "Rishoku" / Gelderwerb geht auf "Shoku" / Zeugung zurück; "Rishoku" meint also den sexuellen Vorgang der Geldzeugung; "Kinyu" / Geldverkehr bedeutet erotische "Verschmelzung" (yu) durch "Geld bzw. Gold" / Kin; das japanische Wort für Phallus (kintama) meint wörtlich "Geld- bzw. Gold-Kugel"; in einem Roman von Ihara Saikaku aus dem späten 17. Jahrhundert wird immer erneut mit der Alternative Kinder bzw. Geld zeugen gespielt <sup>30</sup>.

Goethe ist nicht der erste, der diese Tradition der theologischen Verwerfung des (homosexuell) Geld heckenden Geldes literarisch gestaltet hat. Verwiesen sei nur auf den 30. Gesang des *Inferno*, in dem Dante den Lügner Sinon, der den Trojanern weismachte, das hölzerne Pferd sei ein den Göttern geweihtes Heiligtum, und den Münzfälscher Adamo, der für die Herren Guidi di Romena florentinische Münzen fälschte, aufeinander hetzt. "S'io dissi falso, e tu falsati il conio" (Ich fälschte Worte, du fälschtest Münzen / XXX, 115) <sup>31</sup>, schreit Sinon den Münzmeister Adamo an und schlägt ihn auf den feisten aufgedunsenen Bauch, der den Falschmünzer und Geldvermehrter zur Karikatur einer Schwangeren macht. Gides Roman *Les faux-monnayeurs* hat dieses danteske Motiv aufgegriffen und kunstvoll die homoerotischen Komponenten der Geldvermehrung bzw. Geldfälschung herausgestellt. Weniger geistreich hat Ezra Pound in einem lyrischen Haß-Ausbruch das "contra naturam"-Motiv der Geldvermehrung herausgestellt: daß Zinsen, die für ihn immer Wucherzinsen (usura) sind, die perversen Kinder des perversen Geldes sind, die die eigentliche Fruchtbarkeit der ersten Natur austrocknen.

Bei usura

kommt keinem Mann vor Augen Conzaga, Erben und Konkubinen  
kein Bild gedacht zu dauern, noch damit zu leben

sondern nur als Ware, allzu gangbare Ware

Bei usura Sünde wider die Natur

bleibt dir dein Brot trocken Papier

(...)

Usura ist die Räude, usura

macht stumpf die Nadel in der Hand der Dirn

legt still der Spinnerin Können

(...)

Usura rostet den Meißel

Legt das Handwerk den Handwerkern

Nagt an des Webstuhls Werft

Kein Mensch weiß Gold zu wirken in ihr Tuch

(...)

*contra naturam*

Man brachte Huren nach Eleusis hin

Und setzte Leichen zum Gelag

Auf Geheiß von usura. <sup>32</sup>

Pound steigert damit ein geistreiches Motiv Shakespeares ins Plump-Militante. Denn schon Shakespeare hat im *Kaufmann von Venedig* Shylock mit der Aura des Perversen <sup>33</sup> und Gegennatürlichen versehen, der so tut, als könne "barren metal" sich vermehren. Antonio zu Shylock:

---

<sup>28</sup> zit. bei LeGoff, p. 28

<sup>29</sup> Die Anpassung der Theologie an die Ökonomie in der Zinsfrage wurde zumeist über das Gleichnis vom anvertrauten Geld (Matth. 25, 13-30) versucht. Dazu mußte man allerdings das Gleichnis entallegorisieren und als *sensus litteralis* lesen. - Aufschlußreich ist, daß sich auch die Umkehrung der klassischen Zinskritik auf "Natur"-Argumente beruft und perverse Assoziationen abruf: Geld darf nicht in "sterile Hände" geraten (Francois Quesnay), es darf nicht "streiken" (S. Gesell), sondern muß (wie Blut) fruchtbar zirkulieren. Es darf und soll sich sogar vermehren - aber eben nur "heterosexuell", nämlich im Kontakt mit Arbeit und natürlichem Reichtum, nicht aber im Kontakt mit sich selbst.

<sup>30</sup> Für diese Hinweise danke ich Masaki Nakamasa.

<sup>31</sup> Zur Zinskritik cf. auch *Inferno*, XVII

<sup>32</sup> E. Pound: Canto XLV (übers. Eva Hesse)

<sup>33</sup> Cf. dazu R. Engerts Interpretation, die nur auf die perversen Implikationen, nicht aber auf die funktionalen Aspekte der Geldanalyse Shakespeares eingeht: Silvio Gesell

If thou will lend this money, lend it not  
As to thy friends - for when did friendship take  
A breed for barren metal of his friends -  
But lend it rather to thine enemy  
Who, if he break, thou may'st with better face  
Exact the penalty." (I/3, vv. 127-132) <sup>34</sup>

"A breed" - das heißt "Brut, Zucht, Vermehrung", "to breed" meint "ausbrüten, Junge haben". Und eben dies kann Geld nicht. Die Vorstellung, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn kaltes Metall sich vermehrt, ist auch im Volksglauben fest verankert. Schon Bezeichnungen wie "Brüt- und Heckpfennig" sind aufschlußreich. Sub voce "Wechseltaler, Teufelsgeld, Hecktaler, Brütpfennig, Heckpfennig" heißt es im *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*: "Schon im 10. Jh. bezeugt u. weit verbreitet ist der Glaube an Geld, das nie ausgeht, sondern sich auf wunderbare Weise vermehrt (heckt). Teufel, Wassermann od. ewiger Jude verschaffen es in der Neujahrsnacht. Das zum Hecken geeignete Geld muß alt, gefunden sein oder die Zahl sieben tragen. Bei jedem Zahlen und Wechseln kehrt es zum Besitzer zurück. Der Wechseltaler bringt Glück." <sup>35</sup> Und später Unheil - ist er doch von satanischen Assoziationen nicht freizuhalten.

Kein anderer als Mephisto, dessen Mammon- und Geldinteresse schon im ersten Teil des Faust-Dramas deutlich wird, heckt dann zu Beginn von *Faust II* auch die Idee aus, Geld solle zu Geld heckendem Geld (bekanntlich ist das eine Lieblingswendung von Marx) werden und so die tiefe Staats-, Finanz- und Schuldenkrise überwinden. Und er tut dies unter auffälliger Betonung der "Natur- und Geisteskraft begabter Männer".

Meph.: Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?  
Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.  
Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;  
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.  
In Bergesadern, Mauergründen  
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,  
Und fragt ihr mich, wer es zutage schafft:  
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft. (4889-4895)

Das Motivarrangement ist dem im ersten Teil des Faust-Dramas verwandt <sup>36</sup>. Auch hier geht es um das, was "aus der Erde herausrückt", um "Löwentaler", um Schaffen und Verschaffen. Seine Deckung soll das Scheingeld durch den Inbegriff des tiefen Seins finden: durch die noch ungehobenen, ungeborenen Reichtümer in Bergesadern und Mauergründen. Wenn Schein durch Sein, wenn Papiergeld durch Materie gedeckt ist oder zumindest gedeckt scheint, so ist jedoch das Prinzip der Vermehrung von Sein und Schein noch nicht entdeckt. Um seinem Vorschlag zur wunderlichen Reichtumsvermehrung durch Erfindung des Papiergeldes Plausibilität zu verschaffen, souffliert Mephisto dem Hofastrologen folgende goldenen Worte, die wiederum in einer auffallenden Huldigung an die Schaffens- und Schöpferkraft "hochgelahrter" Männer kulminieren.

*Astrolog spricht, Mephistopheles bläst ein.*  
Die Sonne selbst, sie ist ein lautes Gold,  
Merkur der Bote dient um Gunst und Sold,  
Frau Venus hat's euch allen angetan,  
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;  
Die keusche Luna launet grillenhaft;  
Mars trifft er nicht so dräut euch seine Kraft.

<sup>34</sup> In Schlegels ein wenig verharmlosender Übersetzung: "Willst du dies Geld uns leihen, leih es nicht / Als deinen Freunden (denn wann nahm die Freundschaft / Vom Freund Ertrag für unfruchtbar Metall?); / Nein, leih es lieber deinem Feind; du kannst, / Wenn er versäumt, mit beßrer Stirn eintreiben, / Was dir verfallen ist." Cf. auch die Geldverwerfung in *Timon von Athen*. Zu der historisch außerordentlich wirkungsvollen Unterscheidung zwischen den Freunden und Brüdern, von denen man nicht Zins nehmen darf, und den "anderen" (Nicht-Brüdern, Nicht-Freunden - z.B. Juden), von denen man Zins verlangen darf und die ihrerseits Zins verlangen dürfen, cf. die klassische Studie von B. Nelson: *The Idea of Usury*. Sie zeigt eindringlich, daß die Neuzeit ökonomisch auf die Idee der universalisierten Anderen umstellt. Alter ist für ego zumindest in ökonomischer Hinsicht immer erst einmal ein Fremder. Beim Geld hört die Freundschaft auf, homo homini lupus est.

<sup>35</sup> p. 943 sq.

<sup>36</sup> Und dem in Schillers *Jungfrau von Orleans*: "Du Chatel. Sire! Es ist / Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden. / Karl. So schaffe welches." (I/2)

Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,  
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein.  
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,  
An Wert gering, doch im Gewichte schwer.  
Ja! wenn (zu Sol sich Luna) fein gesellt,  
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt,  
Das übrige ist alles zu erlangen,  
Paläste, Gärten, Brüstlein, rote Wangen,  
Das alles schafft der hochgelahrte Mann,  
Der das vermag was unser keiner kann. (4955-4970)

Das sind bemerkenswerte Worte. Der hochgelahrte Mann, also eben der, der sich auf die quasi-  
alchemistische Kunst versteht, wertloses Papier reale Werte, Schein Sein und Geldscheine wirkliche  
Reichtümer ausbrüten zu lassen, "schafft das alles": Paläste, Gärten, Brüstlein, rote Wangen. Nun hat  
es gerade mit den hier (bis auf 4965 nach Schönes Editon) zitierten zentralen Versen, die die ökonomische  
Voraussetzung für "eine heitre Welt" benennen, eine seltsame philologische Bewandnis. "Ja!  
wenn zu Sol sich Luna fein gesellt, / Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt." (4965 sq.) So macht  
Mephisto durch den Mund des Astrologen im "Saal des Thrones" sich und dem Publikum einen anachronistischen  
Reim auf das prototypisch moderne Geschehen: nämlich auf die wundersame Vermehrung des Reichtums.  
Die vielgelobte *Faust*-Edition von Albrecht Schöne, die der Handschrift eben nicht Goethes (sie gibt es  
bekanntlich nicht), sondern seines Schreibers John folgt, in die Goethe ab und an korrigierend eingriff,  
gibt hier die auf den ersten und zweiten Blick wenig sinnvolle Lesart wieder: "Ja! wenn zu Sol sich  
Jupiter gesellt, / Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt!"

Die Erregung von Peter Michelsen über diese unorthodoxe (oder eben philologisch allzu orthodoxe,  
weil allzu prinzipienfeste) Textwiedergabe ist nachvollziehbar: "Man glaubt seinen Augen nicht zu  
trauen; es steht (bei Schöne, J.H.) so da (nämlich: Jupiter statt Luna fein, J.H.)! In seinem Stellen-  
kommentar erläutert Schöne, daß die Ausgabe letzter Hand und alle folgenden Ausgaben 'unnötig  
von H (der Reinschrift, J.H.) abweichend' statt 'Jupiter' 'Luna fein' drucken. Ja, wer kann diese Abwei-  
chung veranlaßt haben? Es ist doch gar nicht denkbar, daß Götting oder Riemer hinter Goethes Rücken  
derartig in den Text eingegriffen haben. Die 'Abweichung' - das heißt die Richtigstellung ... -  
stammt natürlich von Goethe selbst! Nun fährt Schöne - seinen Editionsgrundsätzen getreu, denen  
zufolge die in der Vorlage vorgefundene Fassung irgendwie sinnvoll gemacht werden muß - zur Erklärung  
seiner verblüffenden Textfassung fort: 'Wie dem Mond ('Luna') war in der alchemistischen Entsprechungslehre  
auch dem 'Jupiter' (neben Zinn) das 'Silber' zugeordnet. Auch wenn dieser sich zu 'Sol' (der 'Sonne',  
dem 'Gold') gesellt, kommt also 'Zum Silber Gold'. / Eine Nachfrage bei dem Alchemie-Forscher  
Joachim Telle ergab die Abwegigkeit dieser Erklärung. In der üblichen Sol (Mann/Gold)-Luna (Weib/Silber)-  
Allegorie sei eine Substitution Lunas durch den männlichen Jupiter undenkbar. Ihr widerstreite auch  
der Kontext, der unzweifelhaft mache, daß von Goethe die Sieben-Planeten/Metall-Entsprechungsfolge  
verarbeitet worden sei.'" <sup>37</sup>

Michelsens Schelte über Schönes Textwiedergabe und den in der Tat gewaltsam zurechtbiegenden  
Kommentar ist ersichtlich berechtigt (damit aber nicht auch schon sein Plädoyer für die Edition von  
Mischtexten aus verschiedenen Vorlagen). Doch der Philologenstreit hat einen von Michelsen nicht  
geklärten Hintergrund. Auch Schönes Kritiker kann eingestandenermaßen schwerlich erklären, wie  
es im Handschriftentext zu "Jupiter" statt zu "Luna fein" kam. "Nun kann man sicherlich darüber spekulieren,  
wie John auf die unsinnige Schreibung 'Jupiter' verfallen konnte." Michelsen versagt sich gut  
philologisch diese Spekulation. Daß Goethes treuer Schreiber John sich so gründlich verhörte, daß er  
aus dem göttlichen Meistermund "Jupiter" statt "Luna fein" vernahm, ist angesichts der hohen  
phonetischen Differenz beider Wendungen wohl keine plausible Erklärung. Alles spricht vielmehr dafür,  
daß Goethe in der Tat zuerst der semantisch hochwahrscheinlichen Textvariante den Vorzug gab,  
die Jupiter zu Sol sich gesellen läßt, um dann - weitaus konventioneller - Sonne und Mond, Sol und  
Luna einander finden zu lassen.

Die Differenz beider Textvarianten ist offensichtlich: einmal gesellen sich zwei Männer (Sol und  
Jupiter), einmal aber Mann (Sol) und Frau (Luna) zueinander. Die Sonne, der Mond, le soleil, la lune,  
solus, luna, Mister sunshine and Misses moon: bekanntlich weicht das deutsche grammatische Genus  
bei den Worten Sonne und Mond von der Genusattribuierung in so gut wie allen anderen Sprachen  
ab. Goethes ursprüngliches Diktat bringt gängige Geschlechtszuschreibungen durcheinander; es  
weicht hochgradig von der Konvention (und gewiß nicht nur von der alchemistischen) ab und ist eben

deshalb von hohem, provokatorischem Reiz. Und von immanenter Stimmigkeit. Denn das Männerpaar Faust-Mephisto, das auf dem Brocken in tiefe Geheimnisse der Baubo und des Mammon initiiert wurde und beim Gang auf den Gipfel beklagte, daß der Mond nur unvollkommen scheint

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe  
Des roten Mondes mit später Glut heran,  
Und leuchtet schlecht. (3851-53),

erprobt hier das unter Ziegen und Böcken Gelernte. Und das heißt: Mephisto, der dem Astrolog seine Weisheiten einbläst, vertritt in der Tat eine Theorie rein männlicher Geld-Prokreation. "Vom Leibe mir, ekles Weibsgeschlecht!" (5646)

Seinen Inbegriff findet diese männliche Geldfixierung in der von Mephisto dargestellten Figur des Geizes<sup>38</sup>. Sie läßt keinen Zweifel an ihrer Geschlechtsidentität und an ihrer sexuellen Disposition aufkommen. Noch einmal also sei der Klartext des "barren metal" zitiert: "Vom Leibe mir, ekles Weibsgeschlecht!" Für Mephisto zählt als Objekt des Begehrens einzig "des Goldes Reiz" - worauf sich reimt: "Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!" (5665). Diese männlich-phallische Identität des Geizes ist überwertig. Denn der Geldphallus des Geizes ist objektlos. Dem mephistophelischen Geld-Phallus liegt es offenbar fern, sich an "Weiber" zu verschwenden und sie gar zu schwängern. Er vertreibt vielmehr "die Weiber" und hat an seiner bezugslosen Erektion genug.

Geiz. Noch bin ich nicht so völlig eingerostet!  
Ein schönes Weib ist immer schön,  
Und heute weil es mich nichts kostet  
So wollen wir getrost sponsieren gehn.  
Doch weil am überfülltem Orte  
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,  
Versuch ich klug und hoff', es soll mir glücken,  
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.  
Hand, Fuß, Gebärde reicht mir da nicht hin,  
Da muß ich mich um einen Schwank bemühen.  
Wie feuchten Ton läßt sich das Gold behandeln,  
Denn dies Metall läßt sich in alles wandeln.  
*Herold.* Was fängt der an, der magre Tor!  
Hat so ein Hungermann Humor?  
Er knetet alles Gold zu Teig,  
Ihm wird es untern Händen weich;  
Wie er es drückt und wie es ballt,  
Bleibt's immer doch nur ungestalt.  
Er wendet sich zu den Weibern dort,  
Sie schreien alle, möchten fort,  
Gebärden sich gar widerwärtig;  
Der Schalk erweist sich übelfertig.  
Ich fürchte, daß er sich ergötzt,  
Wenn er die Sittlichkeit verletzt. (5772-5794)

Dieser sarkastische Scherz verdient Aufmerksamkeit. Denn er läuft auf eine bemerkenswerte Amalgamierung von Phallus und Gold bzw. Geld hinaus. Diese Passage macht überdies deutlich, daß es nicht nur statthaft, sondern vielmehr geboten ist, im *Faust II* bei dem Wort 'Gold' das Wort 'Geld' mitzuhören: denn die bis heute geltende differentia specifica, daß eine bestimmte Menge Gold diese bestimmte und unverzinsten Menge Gold bleibt, während Geld sich "in alles wandelt" und Zinsen abwirft, gilt hier ja ausdrücklich nicht. Darüber hinaus bereitet der pantomimische Schwank - auch in dieser Szene ist das "Alphabet überzählig" und die stumme Sprache des phallischen Geldes aussagekräftig - ein tiefestes Motiv vor. Phallogozentrisch und Tabus verletzend agiert nämlich nicht nur der Geiz. Durch den erst einmal verblüffenden Erfolg der Geld- und Reichtumsvermehrung sieht sich auch der Kaiser zu Omnipotenzphantasien ermutigt. Er begehrt das Unmögliche und verletzt nichts Geringeres als die göttliche Zeitordnung, wenn er Helena und Paris zu sehen wünscht - und d.h. sich zweieinhalb Jahrtausende zurück- bzw. die antiken "Musterbilder" über zweieinhalb Jahrtausende Vergangenheit hinweg herbeiwünscht.

<sup>38</sup>

Cg. dazu die Studie von M. Beck: Der Geiz als Wurzel der faustisch-dynamischen Kultur

Selbst Mephisto gerät bei diesem Wunsch an seine Grenzen. Denn Helena ist "nicht so leicht hervorzurufen / Wie das Papiergespent der Gulden", die, sofern sie gedeckt sein werden und vergangene Werte zu speichern versprechen, leichthin die Zeitordnung neu arrangieren. Doch noch der Wunsch nach gründlichster Revision irreversibler Zeit läßt sich im phallogomonetären Zeitalter erfüllen. Wenn auch nur über den Umweg über das Reich der Mütter und der Materie. Kurzum: die vielen Interpretieren Schwierigkeiten bereitende szenische Anordnung, die der Assignatenerfindung und der kollektiven Phantasie über die omnipotenten Möglichkeiten des Geldes ("Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge", "Von nun an trink ich doppelt bessre Flasche", "Die Würfel jucken mich schon in der Tasche", "Heut abend wieg ich mich im Grundbesitz" - 6145 sqq.) den Gang zu den Müttern folgen läßt, ist eminent stimmig. Vom Scheingeld zum Sein, vom Papiergespent der Gulden zum Inbegriff des Realen, von der Oberfläche zu den tiefsten Gründen, vom phallischen Schwank zu den ernsten und schaudern machenden Müttern: das ist der Weg des ersten Aktes von *Faust II*.

Die eigentliche Pointe dieses Szenenarrangements aber besteht darin, daß Goethes Drama noch diese Wendung vom Schein zum Sein, vom Geld zu den Müttern so konzipiert, daß "begabten Manns Natur- und Geisteskraft" buchstäblich eine Schlüsselposition zukommt. Um zu den Müttern zu gelangen, bedarf es eben eines Schlüssels. Und den kann Mephisto bereitstellen - hat er ihn doch in der vorausgegangenen Szene aus Gold geknetet. Den Zugang zum Reich der Mütter ermöglicht also wiederum ein überdeutlich männliches Requisite: ein Schlüssel, mit dem es eine besondere, nämlich wiederum phallische Metamorphosen-Bewandtnis hat.

*Meph.* Hier diesen Schlüssel nimm.

*Faust.* Das kleine Ding!

*Meph.* Erst faß' ihn an und schätz' ihn nicht gering.

*Faust.* Er wächst in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

*Meph.* Merkst du nun bald, was man an ihm besitzt?

Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,

Folg ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

*Faust schauernd*

Den Müttern! Triff't's mich immer wie ein Schlag!

Was ist das Wort das ich nicht hören mag?

*Meph.* Bist du beschränkt daß neues Wort dich stört?

Willst du nur hören was du schon gehört?

Dich störe nichts wie es auch weiter klinge,

Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

*Faust.* Doch im Erstarren such ich nicht mein Heil,

Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil;

Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,

Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

*Meph.* Versinke denn! Ich könnt auch sagen: steige!

'S ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,

In der Gebilde losgebundne Räume,

Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandnen,

Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe,

Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe.

*Faust begeistert.* Wohl! fest ihn fassend fühl' ich neue Stärke,

Die Brust erweitert hin zum großen Werke

*Meph.* Ein glühend Dreifuß tut dir endlich kund,

Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.

(...)

Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,

Berühr ihn mit dem Schlüssel!

*Faust macht eine entschieden gebietende Attitüde mit dem Schlüssel.*

*Meph ihn betrachtend.* So ist's recht!

Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht. (6258 sqq.)

Diese Worte und Requisiten (phallischer Schlüssel, weiblicher Dreifuß) verlangen entschieden nach allegorischer Deutung. Noch das Reich der Mütter, noch die Sphäre der platonischen "Musterbilder" und Ideen, noch die Materie, die den Schein zu fundieren scheint, noch der "tiefste, allertiefste Grund" steht neuzeitlich unter der Suprematie des Begründeten, der zweiten Natur, des Sekundären, eben des Geldes, das zum Universalschlüssel avanciert. Nicht umsonst macht Faust eine "entschieden gebietende Attitüde mit dem Schlüssel". Die zweite Natur ist so omnipotent geworden, daß sie noch die

genuine Leistung der ersten und "tiefsten" Natur: Vermehrung und Prokreation zu gewährleisten, für sich reklamiert. Auf die Mütterszene wird die Homunculus-Szene folgen. "Wie sonst das Zeugen Mode war, / Erklären wir für eitel Possen", sagt Fausts Famulus. Die geschichtsphilosophische Perspektive dieses Dramas ist ungeheuerlich: nachdem die Neuzeit mit dem Medium Geld so "contra naturam" mobil gemacht hat, daß sie noch den heißen Kern von Natur imitiert, macht sie sich daran, das Buch der ersten Natur, das Buch der Schöpfung neu zu schreiben (cf. II/1).

Voraussetzung dieses Projekts ist der Materie-/Mütter-ferne Abstraktionsschub, in dessen Zeichen die Neuzeit steht. In ihm amalgamiert sich das phallokratische Prinzip abstrakter Vaterschaft, die ihre Suprematie über die sinnlich gewisse Mutterschaft behauptet, mit dem medialen Prinzip der Geltung von Geld als dem abstrakten Universaläquivalent, das allen konkreten Werten überlegen ist (cf. III/2) und überdies an sich selbst Mehrwert zu schaffen scheint. Goethe hat nicht nur im *Faust* das Motiv des (phallischen) Schlüssels mit dem der Schlüsselfunktion des Geldes zusammengeführt. In seiner frühen Burleske *Die Mitschuldigen* läßt er den hochverschuldeten Spieler Söller nachts in das Zimmer des Geliebten seiner Frau eindringen, um mit einem Dietrich dessen Schatulle zu öffnen und dabei die goldenen Schlüsselworte zu sprechen (cf. I/1):

O komm, du Heiligtum! Du Gott in der Schatulle!  
Ein König ohne dich wär eine große Nulle.  
(Er zieht die Diebesschlüssel aus der Tasche und sagt unter dem Aufbrechen.)  
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr seid der Trost der Welt!  
Durch euch erlang ich ihn, den großen Dietrich, Geld!

Wo ein Schlüssel resp. Geld ist, da ist eine Schatulle oder eine Höhle nicht fern. Ihre Verdichtung finden beide Motive (Höhle und Schatulle) im Kästchen-Motiv, das Goethe zeitlebens faszinierte (wie vor ihm Shakespeare). Goethes Interesse am Kästchen-Motiv hat sehr früh eingesetzt. Die Urszene dieser Fixierung auf dunkle und geheimnisvolle Kästchen läßt sich - *Dichtung und Wahrheit* sei Dank - präzise nachvollziehen. Der zehnjährige Johann Wolfgang hatte kindlich-freundschaftlichen Umgang mit dem französischen Grafen Thoranc, der im elterlichen Haus einquartiert war. Und in dessen Zimmer fand der junge vorpubertäre Goethe "hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen, was darin verborgen sei, und ohne mich lange zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschieben Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. - 'Wer hat Euch erlaubt, dieses Kästchen zu eröffnen?' sagte er mit seiner Kriegslieutnantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: 'Ihr werdet in acht Tagen', sagte er, 'dieses Zimmer nicht betreten.' - Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs pünktlichste." <sup>39</sup>

Was verboten ist, das macht bekanntlich scharf. Goethe hat aus Schieber und Kästchen alsbald eine kleine Privatmythologie gemacht, die unschwer an die große Mythologie und zumal an die Fruchtbarkeitssymbolik der eleusinischen cista mystica <sup>40</sup> anknüpfen kann. Die Kästchen-Symbolik durchzieht Goethes Werk wie ein roter Faden. Ob in den *Wanderjahren* (cf. III/3), in der *Neuen Melusine* oder in der zwölften der *Römischen Elegien* (um nur wenige und bekannte Texte zu nennen): stets kommt dem Kästchen-Motiv eine hochambivalente Funktion zu. Symbolisiert es doch den Ort der Fruchtbarkeit und des Reichtums wie den des Todes zugleich. Goethes spezifische Färbung dieses Motivs besteht in seiner Monetarisierung: aus der eleusinischen cista mystica wird die Schatulle, in der sich Geld vermehrt. Monetäre Begrifflichkeit macht sich erstaunlicher Weise noch in Goethes privatesten Verwendungen der Kästchen-Motivik geltend. So schreibt er am 10. März 1781 an Charlotte von Stein: "Übrigens ist's in mir so still wie in einem Kästgen voll allerley Schmucks, Gelds und Papiere das in einem Brunnen versinkt." <sup>41</sup> Und auch das erotische Schlüsselmotiv findet Eingang in einen Brief an Charlotte von Stein vom 6. Dezember 1781: "Schick mir liebste meine Schlüssel die ich gestern habe liegen lassen. Aber die Schlüssel mit denen du mein ganzes Wesen zuschliesest daß nichts außer dir Eingang findet bewahre wohl und für dich alleine." Von diesem privatesten Schlüssel unterscheidet sich der Universal-Schlüssel des Geldes. Er paßt zu allen Kästchen. Ja, er ist der "große Dietrich", der so zu wachsen und so wertvoll zu werden scheint, daß er der fruchttragenden Kästchen und Höhlen nicht mehr zu bedürfen glaubt.

<sup>39</sup> Dichtung und Wahrheit, HA 9, p. 89 sq. Cf. dazu J. Prasse: Kästchen

<sup>40</sup> Cf. dazu K. Kerényi: Die Mysterien von Eleusis, p. 199 sqq.

<sup>41</sup> Cf. zu den Bezügen zwischen diesem Brief und der Kästchensymbolik der *Wanderjahre* A. Henkel: Ent-sagung, p. 89

Jochen Hörisch

Der Text lag einem Vortrag von Jochen Hörisch am 1.2.96 im Europäischen Kulturzentrum Erfurt (Haus Dacheröden) zugrunde. Er entspricht einem Kapitel des Buches "Kopf oder Zahl - Die Poesie des Geldes", das im August 1996 in der Reihe edition suhrkamp (Nr. 1998) erscheinen wird.

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 34/35 1996,*  
*herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>